

dtv

Wer war dieser Mann? Rudolf Leupold, 1913 in der deutschsprachigen Enklave Bielitz geboren, die 1918 polnisch wurde, spricht beide Sprachen fließend und ist mathematisch hochbegabt. Vom Gefühl nationaler Kränkung und der Hoffnung auf Karriere getragen, hat er sich im NS-System mehr engagiert, als die Familie zu seinen Lebzeiten ahnte. Der im Krieg versehrte, von Schlaflosigkeit gequälte Vater strapaziert die Familie oft mit Tiraden und Wutausbrüchen. Erst nach seinem Tod gelingt der Tochter eine Art Rekonstruktion seines Lebens – und die Erkundung einer Generation. »Wer die Zeit ›nach dem Krieg‹ erlebt hat, wird hier vieles – vielleicht sich selber – wiedererkennen. Wer die Wiederaufbauzeit nicht aus eigener Erfahrung kennt, bekommt hier ein kräftiges Stück Mentalitätsgeschichte der jungen Bundesrepublik in die Hand – und ein schönes Erzählbuch.« (Rolf Michaelis in der ›Zeit‹)

Dagmar Leupold, 1955 geboren, studierte Germanistik, Philosophie und Altphilosophie in Marburg und Tübingen und Komparatistik in New York, wo sie auch promovierte. Sie erhielt u. a. den Aspekte-Literaturpreis und den Bayerischen Literaturförderpreis. Dagmar Leupold lebt in Kirchseeon bei München. Weitere Werke u. a.: ›Edmond: Geschichte einer Sehnsucht‹ (1992), ›Die Lust der Frauen auf Seite 13‹ (1994), ›Ende der Saison‹ (1999), ›Byrons Feldbett‹ (2001), ›Eden Plaza‹ (2002) ›Alphabet zu Fuß‹ (2005), ›Grüner Engel, blaues Land‹ (2007) und ›Die Helzigkeit der Nacht‹ (2009).

Dagmar Leupold

Nach den Kriegen

Roman eines Lebens

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Dagmar Leupold
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Eden Plaza (13225)
Edmond (13279)
Grüner Engel, blaues Land (13798)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



2. Auflage 2012
2006 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2004 Verlag C. H. Beck oHG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfotos: Privatbesitz der Autorin
Gesetzt aus der Caslon 9,5/14,45
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13501-6

*Das Schweigende ist so weit vorgeschritten
Und füllt den Raum und denkt sich selber zu*
Gottfried Benn, *Blaue Stunde*

Vom Verfasser überreicht

Der Stempel gehört nun mir. Mein Vater hat ihn anfertigen lassen, in der Absicht, diesem den Roman folgen zu lassen, der es geschafft hätte, sein Leben zu bezeugen. Vielleicht hat er auch geglaubt, der Stempel würde die Berechtigung seiner – vorauseilenden – Anfertigung nachträglich erzwingen, also den Roman magisch hervorrufen. Die auf den Kopf gestellte Chronologie funktionierte nicht: Er schrieb das Buch nie, gab aber den Plan gleichfalls nie auf, so daß sein letztes Lebensjahrzehnt von diesem Mangel geprägt war. Im Roman hätte sein Leben eine Form und ein Format erhalten, da er ungeschrieben blieb, schien es ihm immer vergeblicher und ungestalter. Auch mir geht es hier um diese vermißte Gestalt, eine Gestalt, deren Beschädigung durch Krieg geschah, eine Gestalt, deren Bestätigung durch Krieg geschah. Der Krieg geht mitten durch die Familie, ein Graben. Auf der einen Seite diejenigen, die ihn erlebt, und auf der anderen diejenigen, die ihn nicht erlebt haben. Vielleicht wäre ein Buch die Brücke gewesen, vielleicht wäre ein Buch die Lüge schlechthin gewesen. Erst in der Imagination gewinnt Gestalt, was mir in der Wirklichkeit entging.

Der Stempel liegt vor mir, mit seinem wunderlichen Auftrag. Ich nehme ihn mir zu Herzen.

Krambambouli

Das hat er immer gesungen, wenn er gute Laune hatte, wenn die Bundesbrüder zu Besuch waren oder wir in Österreich Urlaub machten. Lachend, die Augen ein wenig zugekniffen, als müßte er den Text irgendwo ablesen, die Krawatte gelockert, Pose: Helden Tenor.

Sauft Wasser wie das liebe Vieh | Und meint, es ist Krambambouli | toujours fidèle et sans souci | c'est l'ordre du Krambambouli! Und dann die Töchter: *Krambim-bam-bambouli, Krambaaaambouli!*

Warum fiel mir das jetzt ein, warum summete ich jetzt die Melodie – auf dem Weg zu seiner Beerdigung, nach der Durchsage, daß man in Paris zwischenlanden müsse, obwohl dies ein Direktflug nach Frankfurt sein sollte, Bitte um Verständnis, ausgefallene Maschine, die Stimme des Piloten rostig durch den Lautsprecher. Warum jetzt.

Krambambouli. Den Kopf legte der Vater beim Singen in den Nacken, daß die Tochter den Adamsapfel auf- und abhüpfen sehen konnte, als zeigte er den Pegel der Fröhlichkeit an. Ich mußte furchtbar lachen, lachen bis zur Atemnot, schließlich Tränen. Zwei Flugbegleiter kamen mit besorgten Mienen, *everything okay?* Aus der Fassung geratene Passagiere – kein echter Ernstfall, die Flugbegleiter bewahrten die Ruhe und redeten in einem nachsichtigen Englisch mit indischem Akzent auf mich ein,

schauten mitfühlend beim Inhalieren des Asthmasprays zu und reichten mir feuchte Tücher, mit denen ich mein nasses Gesicht abwischte. Dann wiederholten sie alles, was ich sagte, formelhaft unterbrochen von den gestanzten Mitteilungen, die sonst über Lautsprecher dröhnten, allerdings langsamer, beschwörend: *Funeral. We are so sorry.* Noch ein feuchtes Tuch, Salzbrezel, etwas zur Beruhigung. Ich spülte die Schlaftablette mit einem Schluck Wein hinunter, den mir der Steward im Plastikglas überreichte, eine weiße Serviette über den Arm gelegt, als befänden wir uns in einem 3-Sterne-Restaurant. Ich würde die Beerdigung meines Vaters verpassen, soviel stand fest.

Vor gut drei Wochen war ich zum ersten Mal nach Deutschland geflogen, ihn zu verabschieden, auch da mit der PIA (Pakistan International Airlines), die in dem Fall ohne Zwischenlandung in Paris nach Frankfurt flog. Ich legte mich auf einen Rückflug fest, andernfalls wäre das Ticket nicht bezahlbar gewesen. Dabei dachte ich an das *zweite abstrakte Datum*, wie bei irgendeinem, meinem Gedächtnis verlorengegangenen Dichter der eigene Todestag genannt wird, ein Datum, das man nie selbst in die eigene Lebensgeschichte einbeziehen kann und das doch, einmal auf einen Stein geschrieben, in ein Kreuz geritzt, von einleuchtender Zwangsläufigkeit ist – wie die Kadenz einer Melodie. Ich weiß nicht, was absurder ist: über den genauen Zeitpunkt des Todes zu spekulieren, gebunden an eine Buchung, oder mit offenem Ende zu reisen und zu sagen, ich trete den Rückflug erst an, wenn er tot ist.

Eine knappe Woche nach meiner Rückkehr starb mein Vater. Ich buchte den zweiten Flug, zur Beerdigung.

Als die Schlaftablette zu wirken begann und ich brav in den Sitz versiegelt saß, den Gurt vorschriftsmäßig angelegt, die Hände links und rechts auf den Lehnen wie Museumsexponate, da belohnte mich die Stewardess mit einem amerikanischen Lächeln, die Zähne darin unwirklich weiß gegen die dunkle Haut. Sie sagte *good girl* oder so etwas Ähnliches, im Ton einer Mutter, die ihr Kind überzeugt hat, den letzten Löffel Brei auch ohne Hunger hinunterzuwürgen. Alles lastete, die Füße, der Kopf, die Arme – als wäre ich mit Bleischnüren beschwert, wie in meiner Kindheit der Saum der Vorhänge. Längst flogen wir so hoch, daß der Himmel eine Abstraktion war – ebensogut hätten die Scheiben mit einer Himmelskulisse bemalt sein können. Ich dagegen wäre lieber Fußgänger gewesen, unterwegs auf Strecken, die noch Augenmaß hatten. Die reichten nie bis zum Tod, zu ihm mußte man schon fliegen. Unsinn. Ein wattiges Gefühl im Kopf, der auch meiner Nachbarin hätte gehören können, so entückt schien er mir. Ich merkte, ohne hinzuschauen, daß die Stewardess abgedreht hatte, wahrscheinlich einem Kollegen zuzwinkernd, »Gefahr gebannt«. Im Handbuch für den Umgang mit fassungslosen Passagieren stand wahrscheinlich nichts Hilfreiches über den Umgang mit verpaßten Beerdigungen.

Aber ich war ruhig jetzt, ganz ruhig, einverstanden damit, daß mir die Regie abhanden gekommen war, geradezu satt fühlte ich mich vor Mattheit und Ergebenheit.

Ich werde meinen Vater nie anders als lebendig gesehen haben, sein Tod wird ein Gedenktag sein, eine Markierung im Kalender, eine numerische Gewißheit. So wurde es beschlossen, wenn auch nicht von Gott oder dem Schicksal, so doch wenigstens von der Willkür der Flugpläne.

Mitte November war ich das erste Mal über einem grauen Frankfurt eingeschwebt, das nach dem Farbtau- mel des Spätherbsts, den ich in Amerika zurückgelassen hatte, wie Aschenputtel hinter den glitzernden Flughafen- türten schmollte. Auch ich fühlte mich benachteiligt, durch den Vater, der diese Jahreszeit zum Sterben wählte, zu Unrecht ins Hintertreffen gesetzt. Den gesamten Flug hatte ich ein Foto meiner wenige Monate alten Tochter in der Hand gehalten, es halb zerknüllt vor Verlangen, bei ihr zu sein, und vor Zorn auf den Sterbenden. Zukunft und Zuversicht waren geradezu verkörpert in ihr: noch keine Haare, noch keine Zähne, eine Haut ohne Geschichte, ohne Vergangenheit, ein einziges Bevorstehen, wunschge- laden. Sein Sterben bezeugte nichts als die Vergeblichkeit des Lebens. Ich wollte nicht damit verbündet sein. Meine Sitznachbarin beobachtete mit einer gewissen Unruhe, wie ich die Faust um das Foto ballte, ein paarmal schien sie entschlossen, mich dazu zu befragen, schwieg dann aber. Vielleicht befürchtete sie eine traurige Geschichte.

Als ich in das Krankenzimmer trat, versiegelte mich ein dickflüssiger Geruch wie Karamel, schloß sofort alle Po- ren: zäh, süßlich. Ein Geruch nach Desinfektionsmitteln, nach Resten mit Schweiß durchsetzten Parfums, nach

Vergorenem, nach Urin – und nach Jenseitigem. Lebendige Gerüche können widerwärtig, unsympathisch sein – dieser, der nach Jenseits, war bedrohlich angenehm, ragte wie eine Landzunge aus feindlichem Gebiet in vertrautes. Er hatte sich getarnt mit dem guten Duft sonnenwarmer Früchte, die bereits am folgenden Tag faulen würden.

Mein Vater lag vertäut im Bett.

Der Geruch nach Jenseitigem stellte sich als fast vergammelte Erdbeeren heraus: Sie lagen in einer Schale, die neben dem Glas mit der Prothese auf dem Nachttisch stand. Die Früchte sahen kläglich aus, zur Unzeit in irgendeinem Treibhaus gereift und, kaum gepflückt, bereits verzagt.

»Er will immer nur Erdbeeren.«

Eine tiefe Frauenstimme, leichter rheinhessischer Einschlag. Als ich mich umdrehte, stand hinter mir, im Türrahmen, eine wuchtige Gestalt in weißem Kittel und weißen Birkenstock-Sandalen, mit hennagefärbten Haaren und einem Lächeln, das die raumfüllende Präsenz des Sterbenden in die Schranken wies.

»Schwester Hildegard«, sagte sie, »die Tochter«, sagte ich. Wir standen, und ich spürte meine müden Füße in den Schuhen wie obdachlos.

»Und Zigaretten«, fügte sie hinzu. Ich muß schuldbeußt geschaut haben, so als wäre sein Zigarettenkonsum ein Zeichen meiner Undiszipliniertheit. Sie lachte: »Einmal hab' ich ihm drei Mark in Münzen hingelegt und hab' ihm gesagt: ›Unten am Haupteingang, beim Kiosk, ist ein

Automat, da können Sie sich welche holen!«, da hat er geschaut, Ihr Vater.«

Ich wollte sagen, daß ich das grausam fand, anstößig, aber sie wiegte sich so sicher in ihren Hüften, sie war so professionell unbeeindruckt, daß ich schwieg. Ihre Sohlen quietschten auf dem Linoleum, als sie ans Bett trat und den Katheter entfernte. Über das Gesicht meines Vaters, der mit geschlossenen Augen und eingezogener Oberlippe auf dem Rücken lag, huschte ein Anflug von Schmerz oder Unbehagen. In seinen Beinen waren die Narben der Einschüsse zu tieferen Kratern geworden, die Fersen waren auf Mull gebettet und doch wund. Der Körper war nun definiert als die Summe seiner Defekte, er hatte nicht einmal mehr Schrottwert, er war nicht wiederverwertbares Material. Spirituell, religiös gibt es den Ausweg des ewigen Lebens, der Wiederaufstehung, der Seelenwanderung – die Medizin dagegen bietet keinerlei transzendenten Trost für die alten Sterbenden in ihren überfälligen Hüllen, im Gegenteil – ihr Geschäft verläßt sich auf das garantierte Nachlassen der Kräfte und das damit verbundene Chaos. Nur die jungen Motorradfahrer, deren intakte Körper einer bildschönen Kurve im Flug geopfert werden, kommen als Organspender in den Genuß einer Reinkarnation. All das ging mir durch den Kopf, hilflos vor Wut und Groll, während die festen Schritte von Schwester Hildegard sich entfernten.

Noch war ich keinen Zentimeter auf das Bett zugegangen; ich stand an der Tür, als müßte ich von dort, aus sicherer Distanz, eine philosophische Vorlesung halten,

die sich nicht zuviel Anschauung erlauben durfte. Am Schrank hing der Bademantel, der mir bunter vorkam, als ich ihn in Erinnerung hatte. Wahrscheinlich war er vor der Einlieferung ins Krankenhaus gewaschen worden, jetzt, vom Nikotin befreit, hatte er das Vertraute des heimischen Badezimmers verloren und sah aus wie auf Besuch.

Ich ging auf Zehenspitzen in Richtung Bett, als ich es bemerkte, trat ich fester auf, auch bei mir quietschte das Linoleum unter den Sohlen.

Mit dem Rücken zum Fenster stand ich schließlich am Kopfende des Bettes. Die Haut meines Vaters war vornehm gelb – eine alte, barocke Seidentapete.

Die Augen waren bis auf einen Schlitz geschlossen. Ich nahm die rechte Hand, vielmehr die zweieinhalb Finger, die noch an ihr waren, in meine beiden. Die Haut fühlte sich an wie Geschenkpapier, als wäre sie bereits von dem Körper, den sie umhüllte, in allen Funktionen entlassen, lediglich dekorativ. Wie Stöcke lagen die Finger in meinen kalten, nervösen Händen, ich traute mich nicht, sie zu drücken, weil im Handrücken eine Kanüle befestigt war. Zur Nase führte ein Sauerstoffschlauch, ich ließ die Finger wieder los (wir waren nie Hand in Hand gegangen, es schien auch jetzt verkehrt) und starrte auf das Bild über seinem Bett. Ein Dschungel in satten Farben, die Blätter saftig und glänzend. Geradezu strotzend vor Gesundheit, aber der Kranke im Bett konnte das nicht sehen – durch das Fenster sah man auf die Kapelle, in der die Toten aufgebahrt wurden. Über den Wandschmuck in Krankenhäusern und Hotels müßte man einmal etwas schreiben,

dachte ich ganz unvermittelt, über das Betretene, Gleichgültige und Geschäftstüchtige im Umgang mit Intimität, Schlaf und Tod, das daraus sprach.

»Hörst du mich? Ich bin's.«

Der kleine Schlauch hob und senkte sich schneller.

»Hörst du? Ich bin da, aus Amerika, gerade angekommen, noch nicht einmal zu Hause gewesen – eine Erdbeere?«

»Eine rauchen.«

Die Brusthaare, die aus dem halboffenen Pyjamaoberteil hervorschauten, waren flusig und schütter geworden, ersten Babyhaaren gar nicht so unähnlich. Ich überlegte, ob ich ihm seine Prothese reichen sollte, weil mich das eingefallene, zahnlose Gesicht verstörte. Beim Sprechen grimassierte er, auf der Suche nach einem Ersatz für den Part der Zähne, der Zunge Widerstand zu leisten, wenn sie die Konsonanten bewältigen mußte.

»Eine rauchen«, wiederholte er.

Und dann: »Wo kommst du her?«

»Aus Amerika.«

»Was macht die Logik?«

»Die Logik?«

»Carnap!«

»Ach so«, sagte ich, »die Prüfung – die ist lange vorbei.«

Ich hätte auch sagen können, daß mein Studienabschluß sechs Jahre zurücklag und ich seitdem mit Carnap rein gar nichts mehr zu tun gehabt hatte, aber es schien mir sinnlos ausführlich und beschämend genau.

Ich suchte aus der Erdbeerschale eine halbwegs schöne Frucht und reichte sie ihm. Er schnappte eigenartig mit dem Mund danach, ohne die freie Hand zu benutzen.

»Der Garting mag deine Gedichte.«

Die halbe Erdbeere kam beim Sprechen unzerkaut wieder zum Vorschein, er merkte es nicht. Ich stand auf und ging ins Bad, froh, mich entfernen zu dürfen. Die Habseligkeiten – Rasierzeug, Kamm, Zahnpasta – beruhigten, gaben dem Ganzen das Vertraute einer Reise, einer kurzen Abwesenheit, einer gewissen Rückkehr. Zum Sterben packt niemand die Zahnbürste ein.

»Was«, hatte mich einmal ein Freund gefragt, »was würdest du als Grabbeigaben mitnehmen wollen?« Ich hatte ernsthaft darüber nachgedacht, eine anstrengende Frage, auf die man, schien mir damals, nur dumme Antworten geben kann, weil die Frage selbst bereits die Sehnsucht thematisiert, essentiell in den Dingen vertreten zu sein, wenigstens dort, und die Antwort ihr nur noch blind sekundieren kann. Ich wäre lieber in der Lage gewesen, die Trauer auszudrücken, statt sie in einer symbolischen Handlung zu verbergen. Heute verstehe ich das Tröstliche daran.

»Der Garting mag deine Gedichte.«

Diesmal keuchte der Vater beim Sprechen, ich lief zurück ins Zimmer und wischte ihm mit einem Papiertuch die zerquetschte Erdbeere von Kinn und Brust. Jeder Knochen war zu ertasten, eine große Zerbrechlichkeit.

Der kleine Schlauch war aus der Nase gerutscht, ich schob ihn wieder hoch.

»Das freut mich«, sagte ich, um meinen Vater vor einer dritten Wiederholung zu bewahren, dabei hätte ich antworten sollen, daß ich seinen sogenannten Bundesbruder Garting nicht ausstehen konnte, sein Burschenschaftsgehabe, seine greisenhafte Geilheit, sein Vertriebenen-geschwafel, die Salzburgseligkeit – dort fanden die jährlichen Treffen der *Franken* statt, bei denen die alten Grenzen von den Festrednern beschworen und von den anderen betrunken wurden.

Er war Kitsch. Er haßte die Polen und faßte den Polinnen gern an den Hintern. Er konnte einem so lang auf die Beine starren, daß sie steif wurden. Er schätzte Konfektionsgrößen der Bundesbrüderstöchter, unterschied zwischen »obenrum« und »untenrum«. Und er schrieb Gedichte. Mit fünfzehn hat mich einmal seine Gesellschaft so unglücklich, so lebensverdrossen gemacht, daß ich mich mit mehreren Gläsern Bier in ein Delirium trank. Ich hatte vergessen, daß er auch Arzt war: So schaute ich, als ich meine aufschlug, in seine Augen. Und wünschte vergeblich, das große Kotzen käme zurück. Jahre später las ich einige seiner Gedichte (er hatte sie meinem Vater geschickt, der wahrscheinlich voll Stolz eine Auswahl meiner ersten veröffentlichten Lyrik per Rundbrief an alle Franken versandt hatte, an Garting jedenfalls), und es brachte mich noch mehr gegen ihn auf, daß er meine gelobt hatte. Seine waren sentimental und revanchistisch, Vertriebenengeheul, das nichts mit echtem Kummer und wahren Verlusten zu tun hatte. Die Reime dressierten die Gedichte in eine Pose der Erstarrung, sie waren von An-

fang an museal. Ich hoffte sehr, daß mein Vater nichts mehr über ihn sagen würde, aber er fragte nach:

»Wie findest du seine?«

»Seine?«

»Gartings Gedichte.«

»Garstig«, antwortete ich, und mein Vater freute sich an dem Wortspiel, er lachte wie ein Säugling, glucksend, zahnlose Gaumen zeigend – glücklich, als hätte ich ihn gekitzelt. Dann sackte er plötzlich weg, unansprechbar, das Gesicht echsengleich, urgeschichtlich fern.

Ich setzte mich auf die Bettkante und erschrak, als er, Sekunden später, ohne die Augen zu öffnen, mit einem Ruck die Bettdecke zurückschlug und an dem neugelegten Katheter riß. Zum ersten Mal sah ich meinen Vater nackt. Zu Hause hatte er immer große Umstände gemacht, um zu verhindern, daß wir, die Töchter, ihn nackt sahen: Da widerstritten sich seine Bequemlichkeit und seine Prüderie. Er schlief nur im Oberteil des Pyjamas; bei seinen nächtlichen Streifzügen auf der Suche nach Eßbarem – er schlief so gut wie nie durch, schlief dafür am Tag, umnachtet von den Tabletten, die er in großer Zahl geschluckt hatte – war er zu bequem, sich die Hose anzuziehen, und griff dann nach dem Erstbesten, einer Zeitung, einer Stoffserviette, einem Teller, um sein Geschlecht dahinter zu verstecken, wenn eine von uns, schlaftrunken auf dem Weg zur Toilette, ihm im Flur begegnete. Einmal mußte ich wegen einer schlechten Note bei ihm im Bad antreten, weil er anscheinend den Tadel für unaufschiebbar hielt. Er hatte sich ein Gästehandtuch aufs Genital ge-

legt, das vollgesogene Frottee lag erschlagen auf seiner weißen Haut. Vor Erregung und Ärger gestikulierend, gerieten Wasser und Handtuch in Bewegung, ich verfolgte mit großer Anspannung, wie es fast davongetragen wurde, und hoffte inständig, es möge liegenbleiben. Ich wollte ihn nicht nackt sehen, sowenig wie ich sein Skelett oder seine Organe sehen wollte. Der Grad der Entblößung schien mir der gleiche. Daß ich von ihm abstammte – eine Abzweigung, ein Ausschnitt war –, schien mir im Zustand der Nacktheit auf die wörtlichste Bedeutung reduziert, alles Potentielle war gelöscht zugunsten einer fest berechneten Summe. In den Anzügen, die er trug, war er im Auftrag unterwegs: zum Bridgeturnier, auf Klassenfahrt, zu Symposien. Kleidung war etwas Öffentliches, war Lebensstoff, Kleidung erzählte vom Vater und wies nicht auf die Tochter zurück. Im nackten Körper dagegen war der Vater – auf dem Kind unheimliche Weise – ohne Vorwände zu Hause und ähnelte darin allen anderen Menschen. Also auch der Tochter.

Ich versuchte, ihn wieder zuzudecken, aber er widersetzte sich mit überraschend viel Kraft. Ich verstand, daß er Schmerzen hatte.

Wie gedörrte Datteln lag der Hodensack erschlafft zwischen den knöchigen Oberschenkeln. Plötzlich schien der Körper mir nicht mehr nackt, sondern künstlich: Er hatte die Ruhe und Fremdheit eines Stillebens angenommen, komponiert aus eigentlich nicht Zusammengehörigem.

Schwester Hildegard kam mit einem tiefen Seufzer durch die Tür, »schon wieder«, sagte sie, »schon wieder –

je oller, desto ...« Sie schwieg vielsagend, warf mir einen Blick zu, unter Komplizen, doch ich ergänzte nichts.

»Was fehlt ihm eigentlich?« fragte ich und schaute an den Infusionsschläuchen entlang, als führten sie zu der Antwort. Es war mir unbehaglich, weniger über meinen Vater zu wissen als Schwester Hildegard, von deren Existenz ich bis vor einer Stunde nichts gewußt hatte und deren Nachnamen ich nicht kannte. Gleichzeitig wünschte ich mir eine kompetente Darstellung dessen, was da, in der Gestalt meines Vaters, im Bett lag. Ich wollte damit rechnen können.

»Ach«, sagte sie und winkte leicht ab, »er hat alles, was Sie vom Rauchen haben können, vom Lungenkrebs über Legionär bis Arteriosklerose.« Bei Arteriosklerose tippte sie sich an den hennaroten Kopf, »da oben, vor allem«. Sie sagte »do obbe«, und das klang vernichtend.

Während sie mit mir sprach, hantierte sie am Katheter, mein Vater gab Töne von sich, die ich nicht deuten konnte, weil ich nicht hinschaute. Die Müdigkeit der durchwachten Nacht im Flugzeug beschwerte meinen Körper – er wurde zu einer Karkasse, die ich über die Türschwelle in das gegenüberliegende Schwesternzimmer schleppte und auf die nächstbeste Sitzgelegenheit fallen ließ. Der Tee, den mir Schwester Hildegard ohne Nachfrage brühte, schoß heiß durch das Röhrensystem, das Hohlräume miteinander verband. Ich war versorgt. Neben an wurde geatmet.

Ich bin mir nicht sicher, welche Haarfarbe mein Vater als junger Mann hatte. Und habe auch nie danach gefragt.